

Zeitschrift: Die Berner Woche

Band: 30 (1940)

Heft: 15

Artikel: Der Grenadier von der Beresina [Fortsetzung]

Autor: Vallotton, Georges

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-641542>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Grenadier von der Beresina

Ein historischer Roman von Georges Vallotton

(Deutsch von W. Grossenbacher)

Fortsetzung 14

Ursprünglich vollzog sich alles noch in einer gewissen Ordnung; aber die Gier nach Reichtum ist so stark im Menschen, daß bald der ganze Haufe der Elenden, die sich kaum mehr fortschleppen konnten, herbeilief, um sich mit Silber und Gold zu beladen, soviel sie nur tragen konnten. In Kälte und Hunger warfen sie bald darauf das Silber fort, um wenigstens noch das Gold zu behalten. Kameraden schlügen sich darum, um wenig weiter erschöpft unter dem Gewicht hinzufallen. Um das Unglück voll zu machen, eröffnete in diesem Augenblick auch noch die russische Artillerie das Feuer, und ihre Kugeln rissen breite Gassen in den wilden Haufen.

Das war ein solch grausiger Schrecken nach all dem, was wir schon gesehen hatten, daß wir die Straße verließen, um den Aufstieg zu umgehen. Wir bauten auf unser Glück, auf unser Pferd, das nach seiner kurzen Ruhe im Stall zu Wilna wieder besser ging, auf unsere Waffen, die wir behalten hatten und die es uns ermöglichten, die Kosaken in Respekt zu halten. Wir gingen wortlos, mit erstarrten Gesichtern, und unser Atem gefror zu Eiszapfen auf unsren Bärten.

Von Wilna nach Kowno sind es sechsundzwanzig Meilen, also wenigstens drei Marschtagen. Wie sollten wir die Nächte ohne Obdach zubringen? Wie sollten wir bei einem Angriff Widerstand leisten, da wir jetzt allein waren? Ich weiß nicht mehr, wie wir gelebt haben. Ich glaube, wir sind ohne Anhalten marschiert, da die Nacht fast ebenso hell war wie der Tag, vor allem aber weil wir wußten, daß ein Anhalten unser Tod sein würde. Am Morgen des dritten Tages erreichten wir zu unserer großen Überraschung den Njemen, und zwar fast genau an der gleichen Stelle, wo wir ihn vor sieben Monaten überschritten hatten im Siegestaumel dieses Feldzuges, der ohne Kampf begonnen hatte und fast in einer Art Bergötterung, so unbesieglich schien die gewaltige Kraft der furchtbaren Armee, deren winzige Teile wir waren.

Der Njemen war zugefroren, und die weiße Ebene, die er durchzog, dehnte sich aus bis an den Horizont. Kowno machte sich uns nur durch die kleinen blauen Striche seiner Häuser und die daraus aufstrebenden Kirchtürme bemerkbar. Fluß, Ebene und Stadt, die ganze unendliche Weite schien gebannt und tot, wie von einem Zauberstab berührt. Erst wenn wir scharf hinschauten, sahen wir kleine, schwarze Wesen, die sich hastig wie Ameisen der Stadt zu bewegten.

Als wir näher kamen, sahen wir, daß diese schwarzen Punkte Unglückliche waren, ebenso elend wie wir, die sich Kowno zuschleppten, wie wir uns wenige Tage zuvor nach Wilna geschleppt hatten, in der so schnell zerstörten Hoffnung, dort endlich das Ende unseres Unglücks zu finden.

Das war nun alles, was von der Großen Armee übrig geblieben war!

Raum in die Stadt eingetreten, mußten wir die gleichen Szenen wie in Wilna sich wiederholen sehen, nur daß die Soldaten viel weniger zahlreich waren, denn man hatte gar viele Leichen unterwegs zurückgelassen. Die Armeeverwaltung hatte in den Truppenmagazinen gewaltige Vorräte aufgehäuft. Aus Mangel an Ordnung, aus Zeitmangel auch, wurden diese Magazine der Plünderung ausgeliefert. Niemand werfe den Stein auf die armen Teufel, wenn sie, von der Verzweiflung angetrieben, nicht auf einen Befehl achteten, den ja niemand mehr gab, und der übrigens unmöglich durchzuführen gewesen wäre.

Die Klügsten griffen auf die Kleidungsstücke und vertauschten ihre Lumpen gegen neue Uniformen. So konnten sie den Rückzug weiterführen, nahezu neu ausgerüstet und vor der Kälte geschützt. Andere warfen sich, wie in Wilna, auf die Schnapsfässer und suchten im Alkohol jene Wärme, die sie so schmerzlich vermisst hatten. Bald darauf sah man sie schwankend einige Schritte machen und plötzlich hinfallen, niedergeschmettert von der Trunkenheit; rasch füllten sich die Straßen mit ihren Leichen an.

Immerhin sahen wir inmitten dieser Szenen der Unordnung auch erfreulichere, die uns wieder aufrichteten. Eingeschwängt in eine Straßenecke und unfähig, vorrücken zu können, sahen wir an uns die ununterbrochene Flut vorüberziehen. Alle Uniformen, alle Sprachen, alle Grade waren durcheinander gemischt, fortgerissen durch den Sturzbach, der unablässig weiterging. Auf unserem „Kosak“ reitend, versuchte ich umsonst, in dieser Menge eine befreundete Gestalt zu erkennen; dann aber stieg es mir plötzlich warm zum Herzen empor: Vor uns defilierten in aufgeschlossener Ordnung einige Soldaten in der roten Uniform unserer Regimenter. Fast alle hatten ihre Waffen behalten. Ein Offizier trug den kaiserlichen Adler. Ich erkannte beim Vorübergehen den Hauptmann Rey, der damals an der Beresina zum Sturmangriff geschlagen hatte, den Leutnant Legler und andere noch. Bald danach sah ich einige gelbe Uniformen der Neuenburger, die „Kanaris“, wie wir sie nannten.

Ich wollte rufen; aber meine schwache Stimme verlor sich im Tumult, und dann war die Gruppe schon vorüber. Neben mir stand Kochat auf den Fußspitzen und zeigte mir die Leute mit seiner Pfeife. Es erging ihm wie mir: Nur schon die Kameraden sehen zu können, wenn auch bloß von weitem, hatte ihn wieder belebt. Sein gutes, rotes Gesicht strahlte durch die Rauchwolken hindurch. Was uns aber noch mehr freute, das war, inmitten der wilden Menge den kleinen Wagen unserer Marketenderin zu sehen und im Wagen drin Katherine selber mit ihrem hübschen, frischen Gesicht. Neben ihr saß ihr Mann, ganz bleich und anscheinend krank. So hatte also diese zarte Frau die Beresina überschritten, sie hatte dem furchterlichen Rückzug folgen und durch Wilna hindurch bis hieher gelangen können. Welch ein Beispiel frohmütiger Ausdauer gab sie uns so, ohne es nur zu wissen, mit ihrer stetigen Tapferkeit! (Historisch.) Wir waren davon zugleich gerührt und gestärkt.

Es war undenkbar, die Kameraden in der allgemeinen Unordnung einholen zu wollen. Die Hauptache war, sie noch am Leben zu wissen und ihnen bald nachfolgen zu können. Wir mußten vor allem an ein Quartier denken. Wir fanden es, mit einigen Soldaten des 2. Korps, bei einem Polen, und diese Nacht, während der wir, in unsere Mäntel eingehüllt, in dem kleinen, warmen Zimmer schlafen konnten, genügte, um uns die Kräfte wiederzugeben.

Als der Morgen kam, hatte unser Wirt kochenden Tee bereitet, und dazu schnitt er uns große Stücke Schwarzbrot ab. Wir waren reich an Geld, das uns hinter Wilna verteilt worden war, aber wir konnten den braven Mann nie dazu bringen, uns etwas davon abzunehmen. Er meinte, als wir weiterzogen. Mithilfe der wenigen Worte Deutsch, die er kannte und die unser Württemberger übersetzte, vernahmen wir, daß er einen Sohn im polnischen Korps hatte und daß er deshalb alles zu fürchten habe von der Ankunft der Russen. Auch da hatte also

der Krieg viel Leid gebracht, und das drückte uns aufs Herz. Gerade als wir aus dem Hause traten, ertönte plötzlich von der andern Seite des Flusses ein heftiges Krachen herüber, und Kanonenkugeln brummten über unsere Köpfe hinweg. Die Russen griffen an. Im Nu war der Platz leer um uns. Nur ein paar arme Verwundete, die sich auf ihren Gliederstummeln nicht rascher fortschleppen konnten, blieben bald einmal neben den Toten aus der letzten Nacht liegen. Alles floh in Eile fort, während es so leicht gewesen wäre, die von Bastionen umgebene und auf dieser Seite durch einen Graben geschützte Stadt wenigstens ein paar Tage lang zu halten. Da wir nahe beim großen Tor waren, das zum gefrorenen Fluss hinabführte, konnten wir leicht sehen, was zu unsren Füßen vorging. Einige in Kowno kasernierte deutsche Truppenabteilungen, die den Feldzug nicht mitgemacht hatten, waren mit der Verteidigung der Brücke betraut. Aber beim ersten Kanonenschuß gaben sie Fersengeld und vernagelten ihre Geschütze. Ihr Führer, ein herzhafter Mann, schoss sich, als er sich so verlassen sah, eine Kugel in den Kopf.

Und da spielte sich wieder eine jener Szenen ab, die mit so viel andern nie mehr aus meinem Gedächtnis sich fortwünschen ließ. Ein Mann lief durch die Stadt, gefolgt von einer kleinen Abteilung, in der sich die verschiedensten Uniformen mischten. Dieser Mann trug ein Gewehr in der Hand. Als er an uns vorbeirannte, erkannten wir ihn plötzlich: Es war der Marschall Ney, der Tapferste der Tapfern, wie man ihn nannte, und er verdiente diesen Beinamen wohl. Mit seinem langen, ins Schlafenhaar hinaufreichenden rötlichen Bart, mit dem halb offenen Pelz, der sich an seine hohe Gestalt anschmiegte, dem großen, im Schnee nachschleppenden Säbel, marschierte er gegen den Feind, ein Gewehr in der Hand, als ob seine bloße Gegenwart genügen müßte, um den Gegner aufzuhalten.

Einen Augenblick waren wir, stumm vor Erstaunen, an die Stelle genagelt; dann aber war etwas in uns stärker als wir selber. Wir ließen „Kosak“ stehen, der kaum an Flucht dachte und für den wir auch nicht fürchten mußten, daß er gestohlen würde, denn es war niemand mehr da. Wir eilten zum Tore hinunter und stiegen dann auf die Bastion. Hier, hinter der Brustwehr niedergekauert, schossen wir auf die Kosaken, die plötzlich Halt gemacht hatten, ganz verblüfft vom Widerstand. Wir knallten sie in richtiger Wut nieder. Der Württemberger reichte uns die Gewehre zu, die er lud. Andere machten es wie wir, und wenn wir zahlreicher gewesen wären, so hätten wir den Feind lange genug hinhalten können, um noch manchen die Flucht zu ermöglichen. Der Marschall schoss wie ein einfacher Soldat und gab zwischenhinein Befehle an seine Adjutanten, die links und rechts den Mauern entlang liefen. (Historisch.)

Zur Seite von Ney stand ein anderer, noch junger Offizier, ebenso furchtlos wie sein Führer; er legte an und schoss ohne Unterbruch. Das war General Gerard, der, obwohl er eine Division kommandierte, sich seines alten Soldatenstandes erinnerte und uns unter Preisgabe seiner Person ein leuchtendes Beispiel gab.

Diese Haltung unserer Führer, die sich in so vielen Siegen ausgezeichnet und auch im Verlauf des furchtbaren Rückzuges zahllose Proben ihres Heldenmutes gegeben hatten, und die jetzt wiederum ins Glied traten und dem Feind die Stirne boten, weil die Armee — oder was von ihr übrig geblieben war — gerettet werden mußte — dieses Vorbild elektrisierte uns. Es ließ uns die Gefahr vergessen, daß wir uns so den feindlichen Kugeln aussetzten, während doch die kleinste Wunde das Verlassenwerden bedeutete und damit den Tod durch Erfrieren.

Aber wir waren hier nur eine Handvoll Leute zur Verteidigung einer Stadt, die der gefrorene Njemen nicht mehr beschützte. Hinter uns schlugen die Trommeln zur Sammlung. Einige Getreue liefen trotz allem herbei zur Feuerlinie. Eine Kanone wurde ins Feuer gebracht und überschüttete die Russen mit einem Kartätschenhagel, so daß sie wie Krähen auseinander-

stoben und die Leichen der ihrigen im Schnee liegen ließen. Marschall Ney, pulververschwärzt, aber mit leuchtenden Augen in seinem von der Erregung des Kampfes und vom Frost geröteten Gesicht, hatte sich erhoben, als er sah, daß an dieser Stelle der Angriff abgeschlagen war. Gefolgt von General Gerard war er gegangen, um zu versuchen, die Verteidigung auch anderwärts zu organisieren. Von der Höhe unserer Brustwehr herab sah man die Russen nun ihre Bataillone in weitem Halbkreis außerhalb unserer Schußweite aufstellen; sie suchten einen schwachen Punkt, um in die Stadt eindringen zu können, die sie als Beute begehrten und deren Fall unsren Untergang, zugleich aber auch die Befreiung ihres Landes besiegen würde. Unsere Verteidigung hatte uns wenigstens einige Augenblicke der Ruhe verschafft. Wir mußten wohl fliehen; aber hinter Kowno würden wir endlich den russischen Boden verlassen und auf preußisches Gebiet überreten.

Dieser Gedanke hielt uns aufrecht.

Ich erhob mich; aber da sah ich, daß der Boden um mich herum rot war von Blut, das aus meinem Pelzrock floß. Ich hatte einen seltsam schweren Arm, und es war mir, als ob er nicht mehr gehorchen wollte. Zugleich begann mir der Kopf zu wirbeln. Ohne daß ich es im Augenblick verspürt hatte, mußte mich eine Kugel in die Schulter getroffen haben. Ich hatte schon so viele verlassene Verwundete gesehen, daß ich wohl wußte, was meiner wartete. Das war das Ende.

Ich sollte also hier sterben, gerade als wir diesen verfluchten Boden verlassen wollten!

Rochat bemerkte gleich, daß ich, auf einen Arm gestützt, liegen blieb und mich nicht erheben konnte; er kam zu mir und gab mir einen Schluck Schnaps zu trinken. Ich schwankte, vom Blutverlust geschwächt. Ich wollte sprechen und konnte es nicht. Ein tiefer Schrecken erfaßte mich, in dem nicht einmal mehr Platz war für ein Bedauern. Erst als Rochat und der Württemberger mich aufgerichtet hatten, kam mit dem Schmerz auch das Bewußtsein der Lage wieder. Die beiden stützten mich, und so stiegen wir die Bastion hinab, um auf den Platz zu kommen, wo „Kosak“ friedlich auf uns wartete.

Ich erinnere mich noch, daß man mich in ein Haus führte, in dem eine schon mit Verwundeten überfüllte Ambulanz eingerichtet worden war. Ein großer Arzt mit weißer Schürze und aufgestülpten Ärmeln half mich auszkleiden und betastete meine Schulter. Ich sahe ihn noch, wie er seine Instrumente ergreift, und dann fühle ich einen furchterlichen Schmerz. Rochat und der Württemberger hielten mich fest. Schließlich sagte der alte Major zu mir:

„So, da ist diese verdammte Kugel ... Du hast Glück gehabt, Wachtmeister ... Ein paar Zentimeter tiefer, und ich glaube — meiner Seele — du hättest genug gehabt! Aber so wie du geziemt bist, wirst du schon in deine Heimat zurückkommen!“

Dann, als er die rote Uniform bemerkte, die Rochat mir über den Verband anziehen half, fuhr er fort:

„Aber? ... bist du denn Schweizer? Aus welchem Kanton?“

Ich konnte mich kaum aufrecht erhalten, aber ich antwortete:

„Ich bin Waadtländer, Herr Major.“

„He, he, wie sich das trifft! Ich war auch einmal in deinem Land, vor bald vierzehn Jahren, mit der achtzehnten Halbbrigade. Wir waren in Bovey und wurden da wie Prinzen empfangen. Dann marschierten wir Bern zu. Wir mußten natürlich beim Übergang über einen Fluß aufgeben. Aber wenn es an jenem Tag auch heiß zuging, so war das doch bloß ein Spiel im Vergleich zur Beresina!“

Der Alte lachte bei dieser Erinnerung und reinigte seine Zangen und kleinen Messer. Ich fühlte mich schwach werden, und der fade Geruch des in breiten Lachen auf dem Boden liegenden Blutes machte mir übel. Zum Schlusse sagte er zu Rochat und dem Württemberger, die immer noch warteten:

„Es ist noch ein Schlitten hinter dem Hause für die Verwundeten. Legt ihn hinein zu den andern! Ich begleite sie. Wir fahren sogleich ab!“

Das ist alles, an das ich mich erinnern kann; denn ich verlor das Bewußtsein und wurde ohnmächtig.

Marienburg.

Als ich erwachte, lag ich auf Stroh mit Hunderten anderer in einem weiten, gewölbten und von Säulen gestützten Saal, wie in einer Kirche, der kaum erhellt wurde durch kleine Spitzbogenfenster. Ich war so schwach, daß ich kaum sprechen konnte. Ich fragte immerhin meinen Nachbarn, wo ich sei.

„Du bist in Marienburg ... Das hier ist das Schloß.“

Dieser Name sagte mir nichts. Doch kam mir allmählich das Gedächtnis wieder. Ich sah unsere Ankunft in Polozk, die Schlacht, den Rückzug, dann den Übergang über die Berezina, die lange weiße Straße, übersät mit Leichen, Wilna, Kowno. Langsam durchdrang mich ein Gefühl, ich sei gerettet, denn man hatte mich also bis hieher gebracht, und eine solche Freude durchdrang mich beim Gedanken, daß all das nun zu Ende sei und ich heimkehren werde, daß ich mich vom Neuen schwindlig werden fühlte, so stark war die Bewegung. Mein Nachbar, ebenfalls ein Schweizer, belehrte mich dann, daß Marienburg der Sammelpunkt für unsere Regimenter sei und man hier deren Trümmer gesammelt habe, daß man aber daran denken müsse, bald auszuziehen, da Gefahr besthehe, daß die Preußen und mit ihnen die näherkommenden Russen über uns herfallen würden. Ich hörte ganz verblüfft zu. So mußte also der Rückzug wiederum angetreten werden, da ich mich kaum vom Stroh erheben konnte, so sehr war ich erschöpft. Der andere fuhr fort:

„Wachtmeister, nehmt's nicht so schwer! Ihr seid glücklich, Ihr ... Ihr habt noch Eure vier Glieder!“

Da sah ich denn, daß ihm ein Arm fehlte. Andere kamen und gingen auf Krücken gestützt. Ja, ich mußte noch dankbar sein.

Am gleichen Tage, gegen Abend, hatte ich einen ganz unerwarteten Besuch. Es war Rochat, den ich seit Kowno nicht mehr gesehen hatte. Von ihm vernahm ich die letzten Zwischenfälle des Rückzuges, wie sie sich gegen die Kosaken hatten wehren müssen, die ihre Beute nicht mehr fahren lassen wollten.

„Nachdem wir den Schlitten, der Euch fortbrachte, hatten abfahren sehen über die unendliche Ebene, machten wir uns auch auf den Marsch, ganz traurig, wie Ihr Euch denken könnt. Wir folgten den andern eine Zeitlang, dann aber — ich weiß nicht wie — fanden wir uns allein, und das hat uns vielleicht gerettet, denn diese wilden Teufel von Kosaken galoppierten nun auf die größeren Gruppen los, wo sie bessere Beute zu machen hofften. Ich hatte mein Gewehr behalten. Der Letzte, den ich heruntergeholt habe, trug keine Lanze. Ich will wetten, daß es der gleiche war, den ich damals unterwegs gefehlt habe, als wir den Württemberger retteten. Diesmal wird der verfluchte Kerl niemandem mehr Übles tun!“

Er lachte und schwang seine Pfeife, die er nicht anzuzünden wagte in dem mit Stroh bedeckten Saal, wo die Verwundeten lagen. Dann fuhr er fort:

„So sind wir Tage und Nächte marschiert, nachdem wir die Kolonne verlassen hatten, ohne einen Richtungspunkt, an den wir uns hätten halten können. Wir konnten fast nicht mehr weiter vor Kälte und Müdigkeit. Am Morgen des dritten Tages heft mein ‚Kosak‘ den Kopf, zieht die Luft ein, wie wenn er etwas gerochen hätte und zieht dann los auf ein altes Gemäuer, das wir selbst nie entdeckt hätten, so sehr glich es sich dem schneebedeckten Boden an. Ich hatte Mühe, ihm zu folgen; aber ich begriff bald. Es mußte dort Heu geben, wie es die Bauern aufzubewahren pflegten, und dieses Heu hatte ‚Kosak‘ gerochen. Das arme Vieh konnte sich nach Herzenslust gütlich tun, und Ihr könnt mir glauben, daß ich ihm das Futter nicht vormaß! Wir selbst, wir waren so erschöpft, daß wir uns nur mehr mit letzter Kraft ein Loch in den Heuhaufen graben konnten und uns dann aneinanderdrückten, um der Kälte besser zu widerstehen. Und endlich konnten wir schlafen wie die Murmeltiere.

Ich glaube, daß wir lange dort geblieben sind, vielleicht tagelang. Über das Erwachen war furchtbarlich. Wir hatten seit Kowno nichts mehr gegessen, und wenn nun auch die Verfolgung aufhörte, so fühlten wir nur unser Elend umso mehr, inmitten der gewaltigen Einsamkeit, in der wir auf gut Glück herumirrten, ohne Richtung und Ziel. Erst gegen Ende des Tages fanden wir endlich ein Obdach.

„Seht Ihr, Wachtmeister“, und hier senkte Rochat die Stimme, als ob er Dinge zu sagen hätte, die schwer auszudrücken sind, und die man bei sich behält, „seht Ihr: Es gibt eine Borsehung, ja, ja ... ich weiß es jetzt!“

Also, wir gingen weiter. Der Abend kam. Ein scharfer Wind blies uns Schneestaub in die Augen, der uns schier blind machte. Es war eine rechte Bärenkälte, und dazu hatten wir alle Aussicht, die Nacht draußen verbringen zu müssen, ohne Dach und Brot. Der Württemberger, der übler dran war als ich, saß zu Pferde; aber selbst ‚Kosak‘ ging nur mühsam und hinkend, als ob er zusammenbrechen wollte. Auch er war nüchtern, da er das Heubündel, das wir bei der Hütte genommen hatten, längst schon aufgezehrt hatte. Das arme Tier dauerte mich. Wir hätten wohl eine Mahlzeit gehabt, wenn wir es getötet hätten; aber ich hatte nicht den Mut dazu ... und dann nachher? Plötzlich beginnt der Gaul zu wiehern. Das ist ein Zeichen! Ich habe stets bemerkt, daß die Tiere ein ungewöhnlich feines Spürgefühl haben, manchmal sogar einen Spürsinn, der uns mangelt. Im gleichen Augenblick streckt mein Württemberger den Arm aus und bringt ein paar Laute hervor. Ich blicke in der gewiesenen Richtung und sehe nicht fern ein Licht, glänzend und lebhaft, wie wenn es die ganze Ehre vor uns erleuchten wollte. Ihr könnt mir schon glauben, daß uns dieser Anblick die Kräfte wiedergab! ‚Kosak‘ zog rascher aus, und ich folgte, indem ich mich am Sattel festhielt. Das Licht kam näher. Wir unterschieden bald ein heilgebliebenes Bauernhaus, dessen breites Dach fast auf den Boden herabhangt. Aber das Selbstsamtste war: Je näher wir herankamen, desto deutlicher hörten wir einen ernsten Gesang, wie eine Art Psalm, mir unbekannt, aber immer klarer zu unterscheiden. Ich fragte mich, ob ich nicht träume. Ein Haus, ein Dach, Licht und Gesang — das war so außergewöhnlich nach all dem, was wir durchgemacht hatten.

Bor der Türe angekommen, schlug ich mit dem Gewehrkolben daran, erst leise, dann stärker, weil sie mich drinnen nicht hörten. Da schwieg der Gesang, die Türe ging auf, und ein Mann erschien, ein gutes Gesicht, von einem schwarzen Bart eingerahmt. Hinter ihm standen eine Frau, Kinder, junge Mädchen, überrascht von unserer Ankunft, und diese ganze kleine Welt war erschrocken über das Erscheinen zweier menschlicher Wesen, dreckig, elend, bedeckt mit Lumpen und bewaffnet wie Räuber.

Durch die halbgeöffnete Türe sah ich eine Tanne leuchten, bestickt mit brennenden Kerzen. Da begriff ich das Licht und den Gesang ... es war Weihnacht!“

Leiser noch und mit einer vor Rührung heisern Stimme fuhr Rochat fort: „Ja, Wachtmeister, ich wiederhole Euch: Es gibt eine Borsehung! ... Allein hätten wir das Haus nie gefunden. ‚Kosak‘ hat uns hingeführt. Nie auch hätte ich mich diesen Leuten verständlich machen können, und da kam mir, wie in Wilna, wiederum unser Württemberger zustatten. Er redete mit ihnen in ihrer Sprache, und bald machte der Schrecken, den wir verursacht hatten, dem Mitleid Platz. Der Vater führte uns in ein Zimmer. Wir konnten uns waschen und uns vor allem der Wäsche entledigen, die von Ungeziefer wimmelte und die sofort im großen Kachelofen verbrannt wurde. Diese Giftwiecher hatten uns genug geplagt, so daß sie das Rösten wohl verdienten! Schon das allein hätte uns wieder aufgerichtet; aber dann gab man uns erst noch zu essen. Es war ein ganzer Überfluß auf dem Tisch. Aber nun — glaubt Ihr das, Wachtmeister? — im Anfang hatten wir sogar Mühe, auch nur das Brot schlucken zu können.

Fortsetzung folgt.